

Schön. Surreal. Poetisch.

Eine Bestandsaufnahme von Kirche in der Agonie von Husch Josten

Das Thema, das Sie mir gestellt haben, lautet: *Kirche in der Agonie – eine Bestandsaufnahme*. Leider zählt es zu den Berufskrankheiten schriftstellernder Menschen, dass sie an Worten hängen bleiben. In diesem Fall waren es zwei: „Agonie“ und „Bestandsaufnahme“. Letzteres verursachte in mir – als Mensch der Buchstaben statt Zahlen – sogleich ein Gefühl des Unbehagens: Den Bestand aufnehmen. Das klingt nach Inventur; nach Messen, Zählen und Wiegen; nach Auf-zählen. Auch der Anspruch auf Vollständigkeit schwingt mit. Und so etwas verunsichert den Wort-Menschen. Ich habe mich gefragt: Was wird erwartet? Soll ich den Stand der Dinge referieren? Den Stand der Dinge in der katholischen Kirche? Also: Sagen, was Sache ist? Und wäre das dann meine Sache? Meine Angelegenheit? Oder geht es nicht vielmehr um meine Glaubensangelegenheiten? Also eher um etwas Persönliches als um etwas Sachliches?

Passend wiederum erschien mir, dass die „Bestandsaufnahme“ auch an die „Beweisaufnahme“ erinnert. An die Beweisaufnahme an einem Tatort zum Beispiel.

Wie wir das aus Fernsehkrimis kennen: Eine Wohnung, ein Waldstück, ein Flussufer. Jemand macht Fotos mit Blitzlicht. Umherliegende Gegenstände sind mit kleinen Kunststoffschildern gekennzeichnet. Darauf jeweils eine Zahl.

Meist – nicht immer – liegt auch irgendwo eine Leiche ... Dadurch ergibt sich ein Berührungspunkt zu dem anderen, noch interessanteren Wort Ihres Themenvorschlags: zur „Agonie“.

Dabei handelt es sich um einen kirchenlateinischen Begriff. Übersetzt wird er mit „Angst“, „Todeskampf“. Auch griechisch bedeutet *agon* „Kampf“, durchaus im Sinne von „Wettkampf“.

Das zugehörige Verb aber heißt *agein*. Und das bedeutet: „führen“, „leiten“.

Sie merken schon: Man kann sich in Worten und Zusammenhängen – gerade in kirchlichen Fragen – schnell „verheddern“. Am meisten allerdings hat mich irritiert, dass die Agonie keineswegs einen Zustand der Lethargie und der Kraftlosigkeit bezeichnet – was durch den täglichen Sprachgebrauch eher mein Verständnis des Begriffs war. Nein: Es geht beim Verlassen des Lebens viel eher um Kampf.

Und man darf wohl annehmen: Das, was da bekämpft wird, was niedrigerungen werden soll, das ist die Angst. Die Angst vor dem nahen Ende, dem Unwiderruflichen. Interessanterweise kriegen es mit dieser Angst sogar die Tiere zu tun. Wie dieses Bild zeigt.

Es findet sich auf der Wikipedia-Seite zum Begriff „Agonie“.



„Kaninchen, das infolge seiner Agonie eine Tasche samt Inhalt zerwühlt hat.“
Was ist hier passiert?

Besser noch als die Etymologie veranschaulicht es mein Erstaunen über das Wesen dieser allerletzten Lebensphase, die Momente vor dem Tod.

Denn man fragt sich natürlich bei diesem Anblick: Was ist hier passiert?

Ist das Kunst – oder Wirklichkeit?

Machen wir eine Bestandsaufnahme, eine Tatortanalyse: Im Mittelpunkt: ein Kaninchen.

Seitlich ausgestreckt, die Hinterläufe in auffallend unnatürlicher Position. Kopf abgelegt. Ein Teil des Gebisses entblößt.

Rundherum ein verstörendes Potpourri unterschiedlicher Gegenstände:

Zwei leere Bierflaschen. Eine leere Limonadenflasche. Kleidungsstücke. Eine Jute-Tasche.

Das Ganze offenbar irgendwo am Rande einer Düne.

Wenn das kein makabrer Scherz ist, keine surrealistische Inszenierung, und wenn das Kaninchen tatsächlich – wie es aussieht – tot ist, dann ist die Frage:

Wie ist es dort hingekommen?

Warum ist es mitten in diesem menschlichen Stillleben ums Leben gekommen?

Die Bildunterschrift klärt uns auf. Sie lautet:

„Kaninchen, das infolge seiner Agonie eine Tasche samt Inhalt zerwühlt hat.“

Ich weiß nicht, wie Sie sich bisher das Ableben eines Kaninchens vorgestellt haben ...

Ich weiß auch nicht, ob Sie jemals ein kerngesundes Kaninchen gesehen haben, das Taschen durchwühlt; Geschweige denn, ob Sie – Minuten, bevor dieses Bild entstand – bei der Beobachtung des Kaninchens auf seinen unmittelbar bevorstehenden Tod geschlossen hätten; und ob Sie – allein anhand der Bestandsaufnahme *ex post* – jemals das Rätsel dieses verstörenden Bildes gelöst hätten.

Wahrscheinlich nicht.

Denn natürlich suchen wir immer nur entlang der Logik dessen, was wir schon kennen, beziehungsweise zu kennen glauben.

Deshalb stellen wir uns die Agonie als Siechtum vor, als einen kontinuierlichen Prozess des Erlöschens.

Und gar nicht so selten trifft das ja auch zu.

Aber was, wenn die Agonie ein aggressives Tun ist, voller Wut und zielloser Sinnlosigkeit?

Ein absurdes Kreisen um sich selbst, bei dem das Innerste nach Außen geschleudert und jeder Zusammenhang aufgelöst wird?

Und was, wenn es nun diese Art von Agonie ist, in der sich unsere Kirche befindet?

Und – merkwürdiger noch: Wir mit ihr?

Diese Frage mag so verstörend sein wie das tote Kaninchen in den Dünen.

Aber weil sie uns wegführt von der Logik dessen, was wir schon kennen und weg auch von dem, was wir in den üblichen Bestandsaufnahmen finden, sei sie erlaubt.

Zu Versuchszwecken, wenn Sie so wollen.

Dabei ist das Erste, was wir im Lichte dieser Frage erkennen, wenig überraschend:

Die Beobachtung, dass alles auseinanderfliegt; dass die Kirche ein Bild des Chaos und der Zerstörung abgibt, einer Zerstörung von innen heraus; dass in ihr Gewalt und Aggression gewütet haben und weiter wüten;

und wir stoßen auf die Vermutung, dass auch diese Aggression ihrem innersten Wesen nach ein Abwehrkampf sein könnte. Ein Abwehrkampf gegen die Angst.

Denn es ist ja – nach allem, was wir wissen – die Angst vor der eigenen Ohnmacht, von der jene beherrscht sind, die sich an Ohnmächtigen vergehen;

Aber auch die Kirchenmoral macht Angst wie eh und je: Noch immer dämonisiert und denunziert sie, was uns bereichern und befreien könnte. Sexuelles wird verdrängt, bis es in entstellter, gewalttätiger Form zurückkehrt an die Oberfläche.

Und es ist wohl auch die Angst der Kirche vor dem, was

geschehen könnte, wenn sie sich all dem zuwendet und wenn sie beginnt, sich selbst zu fragen:

Was müsste sich ändern?

Was müsste geschehen, um die Angst zu überwinden?

Welche Regeln, welche Strukturen, welche Praktiken wären in Liturgie und Alltag zu ersetzen?

Denn: Was bliebe dann am Ende noch übrig von den Alleinstellungsmerkmalen der Institution?

Wir haben es, hat jüngst die Dogmatik-Professorin Julia Knop in einem sehr lesenswerten Essay in der Herder-Korrespondenz konstatiert, bei der aktuellen Kirchenkrise nicht allein mit einer institutionellen Krise, sondern – weit tiefgreifender – mit einer „Krise des überlieferten Glaubens und des individuellen Glaubenslebens“ zu tun. Weil christlicher Glaube in römisch-katholischer Tradition, so Knop, in „hohem Maße kirchlicher Glaube“ ist, indem „Glaubensüberzeugungen, Sozialformen und Gebetspraxis [...] stark kirchlich geformt und normiert sind“, geraten Gläubige jetzt ganz grundsätzlich ins Schlingern.

„Was über Jahrzehnte für wahr und richtig erklärt und den Gläubigen anempfohlen beziehungsweise abgefordert wurde, steht angesichts des Zusammenbruchs der Kirche als vertrauenswürdiger, lebensdienlicher religiöser und moralischer Autorität grundsätzlich mit infrage. Vieles Gewohnte ist schier unerträglich geworden, gerade weil es kirchlicherseits so weitergeführt wird, als wäre nichts geschehen. Als könnte man am Freitag ein Missbrauchsgutachten vorstellen und öffentlichkeitswirksam himmelschreiende Sünden von Klerikern beklagen, aber am Samstag neue Domkapitulare einführen und am Sonntag ein ganz normales Pontifikalamt feiern.“ (Knop, Julia: *Anders katholisch werden*. In: *Herder Korrespondenz*, 2/2023, S. 30–32.)

Das Ergebnis *dieses* Abwehrkampfes der Kirche, dieses ängstlich-starren Beharrens auf Business as usual, sehen wir alle: Gläubige suchen empört, schockiert, angewidert das Weite. Und verlieren im wahrsten Sinne des Wortes ihren Glauben.

Doch ist der christliche Glaube im Verständnis vieler – und auch in meinem – immer noch einer der Freiheit. Die Frage lautet also: Lässt er sich von seiner Institution befreien und trennen? Einer Institution, die womöglich geworden ist, was sie ist, weil ihre Botschaft nicht befreiend, sondern mit einem Wahrheitsanspruch verbunden ist?

Oder lässt sich die Institution vom Wahrheitsanspruch trennen, ohne die Grundfesten ihrer wahrhaftigen Botschaft preiszugeben?

Ist die Kirche – 500 Jahre nach Martin Luther – überhaupt reformierbar und kann dabei zugleich sie selbst bleiben? Wir alle wissen, wie diese Fragen in Rom beantwortet werden.

Dort, wo der Blick nicht auf Mittel- und Nordeuropa gerichtet ist, diesen kleinen Ausschnitt der Welt.

Sondern auf das Ganze – dorthin, wo sich zwischen 2013 und 2018 insgesamt 75 Millionen Menschen nicht zum Austritt, sondern zum Eintritt in die katholische Kirche entschlossen haben – und seien es in der Mehrzahl Eltern, die diese Entscheidung für ihre Kinder fällten. Das sind mehr als drei Mal so viele wie in ganz Deutschland noch zur katholischen Kirche gehören. Und es ist in diesem Zeitraum ein Anstieg der Gläubigen von sechs Prozent auf weltweit jetzt über 1,3 Milliarden Menschen. (www.vaticannews.va/de/vatikan/news/2020-03/vatikan-statistik-paepstliches-jahrbuch-veroeffentlichung.html)

Natürlich: Die Austritte tun der Kirche schon weh. In Deutschland nicht zuletzt steuerlich, was 2018 die Studie des Bistums Essen mit dem Titel „Kirchenaustritt – oder nicht?“ als Warnschuss mit nackten Zahlen der finanziellen Folgen belegte (26 Millionen Euro für die Jahre 2016–2026 allein in Essen). Dagegen steht 2021 ein sattes Plus von 24,4 Millionen Euro Kirchensteuereinnahmen ausgerechnet in Köln ... Die finanziellen Folgen durch den Austritt von rund 40.000 Menschen seien durch den unerwarteten Aufwind der Wirtschaft überlagert worden, hieß es dort trotzig aus reichlich diesseitiger Perspektive. Langfristig, räumte Finanzdirektor Gordon Sobbeck allerdings ein, rechne man schon mit einem deutlichen Rückgang der Einnahmen durch Austritte und eine sinkende Taufquote. (Sobbeck, Gordon [Finanzdirektor Erzbistum Köln], In: *katholisch.de*; 7.10.2022.) Die Hälfte der Weltbevölkerung spielt in dieser Kirche immer noch – und wir schreiben 2023 – eine untergeordnete Rolle. Dabei wäre die Kirche ohne Frauen nichts. An Priesternachwuchs mangelt es eklatant ... Aber: Agonie? Todeskampf? Aus römischer Perspektive immer noch nicht! Dort sind die Austritte Grund zu „großer Sorge“, fehlende Priester ein Organisationsproblem und demonstrierende Frauen allenfalls ein Ärgernis. Aber das war's dann auch schon. Wie gesagt, all das ist wenig überraschend. Es ist das, was wir schon kennen und wissen. Interessanter scheint mir der andere Teil der Frage; der Teil, der sich an uns selber richtet, wenn wir das Bild mit dem toten Kaninchen betrachten: Erkennen wir darin auch etwas von uns selbst wieder? Von unserer *eigenen* Agonie? Unserem eigenen Abwehrkampf gegen die Angst vor einem Verlust? Was, wenn wir innerlich in Panik sind beim Gedanken an das Ende – das Ende unserer inneren Verbundenheit mit dieser Kirche? Denn diese Kirche ist so viel mehr als nur Amtskirche, Institution. Sie dient *auch* der kulturellen Bindung, fördert den Zusammenhalt, in dem sich Menschen in ihrer Individualität und Entscheidung durch andere bestätigt fühlen. Es geht nicht um Folklore und Gemeindefeste, sondern um die Glaubensheimat von Millionen. Und natürlich um den Glauben selbst. Ums Unerklärbare. Um Identität und Identifikation, um innere Bilder,

höchstpersönliche Wahrscheinlichkeitsberechnungen, Abwägung, Offenbarung, Geborgenheit. Um Urvertrauen. Um etwas, in das wir hineingeboren wurden.

Ich kann über dieses Thema nicht sprechen, ohne den Tod meiner Eltern zu erwähnen.

Im Januar des vergangenen Jahres starb mein Vater – nach über einem Jahrzehnt schwerster Krankheit.

Dann, kurz nach ihm, meine Mutter. Auch sie erschöpft vom Todeskampf. Dem ihres Ehemannes. Und ihrem eigenen, den sie schließlich selbst kämpfte, meist umfängen vom Vergessen ihrer selbst, aber – wie mein Vater – getragen von einem tiefen, unerschütterlichen Gottvertrauen.

So selbst-bewusst-los wie sie beide am Ende waren, Vater und Mutter:

Wie hätte ihr Leben enden sollen ohne die Sterbesakramente ihrer Kirche, ohne die Priester, die ihnen und uns beistanden?

Wie anders hätte ihre Beisetzung vonstatten gehen sollen als nach römischem Ritus?

Wie wären wir zurückgeblieben, meine Geschwister und ich? Sicher: Auch ohne die Kirche ließe sich glauben. Jeder für sich.

Und hoffen: auf das ewige Leben. Die Auferstehung. Auf unser Wiedersehen in einem Frieden von ewiger Dauer. Hoffen in einsamem Zweifel.

Warum fühlt es sich dennoch an wie ein freier Fall, wie ein Schwindel, bei dem das Innere nach außen getragen wird und alles durcheinandergerät, sobald ich mir den Ritus wegdenke:

die Krankensalbung, unsere Gebete an ihren Sterbebetten, die Worte des Priesters am offenen Grab, die Erdbestattung, die wir gewählt haben, in der Tradition des Glaubens an die leibliche Auferstehung; eines Glaubens, an dem wir festhalten ohne seinen Gehalt wirklich fassen zu können – oder fassen zu wollen?

Warum dieses „dennoch“? Meine Antwort darauf ist die einer Erzählerin.

Und sie lautet: Um der Kindheit willen.

Sie soll fort dauern.

Es ist ein Paradies, das wir in Wahrheit wohl niemals hatten, aus dem wir uns aber gerade deshalb nicht vertreiben lassen wollen. Dessen Anschauung uns bis hierher getragen hat.

Es ist im Kern die Anhänglichkeit einsamer Kinder, mit der wir unserer „Mutter Kirche“ verbunden bleiben. Diese Kinder wollen dem Aufruf Kants eben nicht folgen und keinesfalls ausgehen aus der selbstverschuldeten Unmündigkeit.

Sondern ganz im Gegenteil: Sie wollen ihren Vormund, sie wollen die Geborgenheit behalten.



Husch Josten, Schriftstellerin, die in Köln lebt und arbeitet.



Die Diskussion auf dem Podium über die Begriffe Macht und Herrschaft leitete Prof. Dr. Stefan Kopp, Professor für Liturgiewissenschaft an der LMU München (2. v. r.). Auf dem Podium (v. l. n. r.): Prof. Dr. Hans-Joachim Höhn, Dr. Judith Müller, Prof. Dr. Heinz Bude und Husch Josten. Besonders Judith Müller und Heinz Bude diskutierten angeregt über den Machtbegriff.

Und eben nicht, wie von Luther vorgeschlagen, alleine sein mit Gott und einem großen kalten Text.
 Schon gar nicht dieser Tage.
 Wo schon überall sonst die traditionellen Agenten und Gatekeeper abgeschafft werden:
 Wenn wir für die Veröffentlichung von Büchern keinen Verlag mehr brauchen;
 für Nachrichten keine Zeitung mehr;
 für eine Reise kein Reisebüro und
 für eine Taxifahrt kein Taxiunternehmen,
 ja, dann liegt es nahe, dass wir für den Glauben auch keinen Glaubensvermittler mehr brauchen.
 Das Internet tritt in die Fußspuren des Buchdrucks.
 Einmal mehr wird die Aufklärung von einer Medienrevolution beflügelt.
 Aber dort, wo solche technologie-befeuerte Selbstermächtigung die warme und sichere Geborgenheit berührt, nach der sich unsere Kinderherzen sehnen – in Glaubensdingen – da spüren wir das, was man später die „Dialektik der Aufklärung“ genannt hat.
 Da leiden wir dann an der Seite von Adorno mit Odysseus, der sich an den Mast seines Schiffes fesseln lässt und seine Ohren mit Wachs verstopft, um dem verlockenden Klang des Unvernünftigen, des nicht Messbaren und nicht Zählbaren widerstehen zu können;
 der auf diese Weise zwar seinem Ziel ein gutes Stück näher kommt, dafür aber einen Preis entrichtet; den Preis der Selbstverleugnung.

Für Adorno ist klar:

„Der Listige überlebt nur um den Preis seines eigenen Traums, den er abdingt, indem er wie die Gewalten draußen sich selbst entzaubert.“ (Max Horkheimer, Theodor W. Adorno: *Dialektik der Aufklärung*. Verlag S. Fischer, Frankfurt, 1969, Limitierte Sonderausgabe 2003, S. 65)

Es ist diese Entzauberung, der wir uns verweigern;
 als Kinder, die am Mythos hängen, was ja nichts weiter bedeutet als:

an der großen Erzählung – und damit auch:
 an den großen Erzählern.

Und was vor allem anderen wäre die katholische Kirche sonst als eben dies, und dies sehr getreu ihrem Auftrag: eine große Erzählerin, die größte vielleicht in unserem Kulturkreis zwischen Homer und Hollywood; eine, die mit ihrer Geschichte weit ausgreift, die sie ausführlich schildert und so überreich ausschmückt, dass wir – wie der kindliche König in 1001 Nacht – kaum je genug davon bekommen und zuhören wollen bis in alle Ewigkeit.

„Katholisch sein“, las ich neulich auf einer besonders überengagierten Seite im Internet, „bedeutet: Die Wahrheit zu kennen.“ (<https://katholikenkommtheim.com/discover-a-beautiful-faith>)

Der aufgeklärte Verstand schreckt da natürlich zurück.

Aber das am wärmenden Lagerfeuer lauschende Kind – die Ohren weit geöffnet – weiß intuitiv, was die Literaturwissenschaft bestätigt:
 Kaum etwas ist wichtiger für die Wirkung einer Geschichte als die Verlässlichkeit ihres Erzählers oder ihrer Erzählerin.
 Und da punktet unsere Kirche.
 Sie sagt frei heraus und gründet gerade darauf alles weitere, was sie an Ansprüchen erhebt:
 „Wir sind die, die dabei waren. Wir wissen, wie es wirklich war.“
 Ja, das ist ein *argumentum ad verecundiam*, ein Autoritätsargument.
 Aber diese Autorität – so sehr wir Anstoß an ihr nehmen – leistet etwas für uns, das wir selbst nicht herstellen können und was sich sonst nur umständlich konstruieren lässt: Glaub-Würdigkeit.
 Ein schönes Wort, weil es sagt: Glauben lässt sich nur das, was mit der Würde des Glaubenden vereinbar ist; das, was er vor sich selbst rechtfertigen kann.
 In diesem Fall: die Wahrheit einer authentisch bezeugten Geschichte, weitergetragen durch eine regelhaft und rituell vielfach abgesicherte Überlieferung.
 Lucas Wiegelmann schrieb in seinem Nachruf auf Papst Benedikt XVI etwas, das allen hadernden, zweifelnden, ringenden Katholiken beunruhigend vertraut erscheint – insbesondere jetzt, da sie sich (übrigens ganz zu Recht) dafür rechtfertigen müssen, nach wie vor Mitglied dieser Kirche zu sein:

„Bei aller Gelehrsamkeit und kühler Intellektualität war Joseph Aloisius Ratzinger immer auch geprägt von einer schlichten, demütigen, naiven Religiosität. Noch bevor er über das Christentum nachdachte, hatte er es bereits gespürt. Sein lebenslanges Forschen und Theoretisieren diente nur dazu, diese Emotion im Nachhinein rational zu begründen und zu untermauern, Verstand und Gefühl zu versöhnen.“ (Wiegelmann, Lucas: *Benedikt XVI. und der Traum vom Paradies*, In: *Die Welt*, 31.12.2022.)

Als Katholikinnen und Katholiken versuchen wir genau das immer wieder. Verstand und Gefühl zu versöhnen. Das war immer schon schwierig genug. Aber jetzt?

Wie anders als mit Angst und Schrecken, mit Abwehr, Aggression und innerem Chaos sollten wir nun reagieren, wenn an unserem inneren Horizont plötzlich die Frage aufsteigt: Könnte es sein, dass wir dieses Paradies der großen Erzählung verlassen müssen?
Weil unsere Erzähler ihre eigene Autorität beschädigen;
Weil sie ihre Macht missbrauchen,
weil sie die Erzählung allein nach ihrem Willen interpretieren,
weil sich erschreckend viele von ihnen als Verbrecher erwiesen haben, die vergewaltigt, misshandelt, gelogen, betrogen, veruntreut und unterschlagen haben;
weil sie diskriminieren, ausschließen, bestimmen und verurteilen,
weil Glauben und Würde deshalb eben nicht mehr vereinbar erscheinen;
und weil der Mythos nicht mehr „leitet“ und „führt“.

Ist *das* unsere eigene Agonie?

Ist das der Abwehrkampf des Kaninchens im Angesicht eines drohenden Todes:

Wir in der Aussicht auf eine Existenz ohne wärmende Erzählung – und stattdessen: voller Einsamkeit?

Vor allem aber:

Gibt es – sozusagen in letzter Minute – noch einen Ausweg? Eine Rettung?

Können wir diesmal nicht bleiben – im Paradies?

Und dabei unsere Würde wahren?

„Ich habe Zweifel, ich habe immer nur Zweifel gehabt“ – das hat nach einem Bericht, den man im SPIEGEL nachlesen kann, die Schriftstellerin Edith Bruck gegenüber Papst Franziskus über ihr Verhältnis zur Religion gesagt.

Den Bericht über die Schriftstellerin Edith Bruck können Sie hier nachlesen: www.spiegel.de/ausland/holocaust-ueberlebende-edith-bruck-wenn-der-papst-zu-hause-klingelt-a-9d1fcd43-ce64-4d1a-8b6b-8d1182107023

Die gebürtige Ungarin ist mittlerweile über 90 Jahre alt, fast blind, lebt seit Jahrzehnten in Rom und erzählt neuerdings in Online-Meetings vor Schülerinnen und Schülern über ihr Leben. Ein eher unwahrscheinliches Leben, denn Edith Bruck war als Kind in Auschwitz, Dachau und anderen Konzentrationslagern.

Davon sind nicht nur Jugendliche beeindruckt. Sondern auch der Papst. Und das so sehr, dass er Edith Bruck nicht einfach im Vatikan empfangen, sondern selbst in ihrer Wohnung in Rom besuchen wollte.

Dafür mussten zwar – kleines Detail am Rande – Bedienstete des Vatikan zuerst den engen Aufzug vermessen, um sicher zu stellen, dass der Pontifex hineinpasst. Aber dann erschien er tatsächlich eines Tages in ihrer Wohnung – übrigens, um für das Versagen der Kirche im Angesicht des Holocaust um Entschuldigung zu bitten. Er blieb gleich mehrere Stunden, und sie erzählte ihm von ihren religiösen Zweifeln.

„Ach, weißt Du“, habe der Papst dazu gesagt, „Gott ist eine fortwährende Suche.“

„Er sagte nicht“, zitiert der SPIEGEL Edith Bruck, „dass Gott existiert, sondern dass man ihn nur suchen kann.“

„Und das“, sagt sie, „hat mich sofort beruhigt.“

Ich wiederum frage mich, ob das vielleicht der Weg ist, auf dem auch wir im chaotischen Abwehrkampf unserer Agonie eine Beruhigung finden können – zumal die Geschichte über die ungewöhnliche Begegnung in der römischen Wohnung noch weitergeht.

Denn natürlich erzählte Edith Bruck dem Papst auch über die – wie sie es nennt – „fünf Lichter“, die sie in ihrer KZ-Zeit gesehen hat;

fünf Begegnungen, die ihr das Leben gerettet haben.

Und eine davon geht so:

In Dachau habe ein Koch sie nach ihrem Namen gefragt.

„Aber ich hatte keinen Namen“, sagt die Schriftstellerin.

„Ich war nur eine Nummer. 11.152. Ich habe gar nicht verstanden, was er wollte.“

Dann sei der Koch an sie herangetreten und habe gesagt, dass er selbst eine Tochter in ihrem Alter habe. Er zog einen Kamm aus seiner Hemdtasche und schenkte ihn ihr. Diese kleine Geste sei ein Wunder für sie gewesen.

„Es gab ein menschliches Wesen mitten im Inferno.“

Der Papst war von dieser Geschichte wohl äußerst berührt.

Und mit großem Interesse habe ich gelesen, auf welche Weise er diesem Berührtsein Ausdruck verliehen hat.

Er hat gesagt: „Ich möchte jener Soldat sein, der dich nach deinem Namen fragte.“ Dann, so hat es Edith Bruck dem SPIEGEL-Reporter erzählt, steckte er seine Hände in eine Tasche, die es nicht gab. Und er holte einen Kamm hervor, den es nicht gab. Er fragte: „Wie heißt du?“ – auf Deutsch, in der Sprache des KZ-Kochs.

Das heißt, sagt die religiöse Zweiflerin:

„Der Papst hat die Geste des Kochs nachgespielt.“

Dabei, berichtet der SPIEGEL, habe sie gelacht und über die kleine päpstliche Aufführung hinzugefügt:

„Es war schön, es war surreal, es war poetisch.“

Besser kann man das Gegenteil einer Kirche in Agonie wohl nicht umschreiben:

Schön. Surreal. Poetisch.

Und: fortwährend suchend.

Das beruhigt mich. Denn es ist ein kleiner, ein winziger Hoffnungsschimmer, dass sich diese Kirche auf die Suche nach sich selbst begibt.

Und dann, irgendwann, neu zu erzählen beginnt.

Sich selbst – frei von Klerikalismus, frei von Sexismus, frei vom Wahrheitsanspruch der Dogmen und Hierarchien, vor allem aber: *frei von Angst*, ganz im Sinne ihrer wahrhaftigen Botschaft neu zu erzählen beginnt. ■



Den Vortrag von Heinz Bude sowie die anschließende Podiumsdiskussion haben wir auch in einem Video dokumentiert. In der PDF-Fassung des Hefts führt Sie [dieser Link](#) direkt zum Video. Beides gibt es auch zum Nachhören als Audio. Zur Audio-Dokumentation des Referats von Heinz Bude führt [dieser Link](#) und die Podiumsdiskussion können Sie über [diesem Link](#) nachhören. Sie finden die Dokumentationen in den YouTube-Kanälen der Katholischen Akademie in Bayern und in der [Mediathek](#) auf unserer Website.